

Des Schutzengels Warnung.

---

Woche wurde meine Bitte erhört. Bitte, es im Vergeheimniss zu veröffentlichen, weil ich es versprochen hatte.“ (10 Mk. Almosen.) — „In schwerer Krankheit mußte ich mich einer gefährlichen Operation unterwerfen. Ich hatte mich ans liebe Jesukind gewandt und den hl. Joseph und hl. Antonius um ihre Fürbitte angerufen, und es ging alles gut vorüber. Als ich mich aber später einer zweiten Operation unterziehen sollte, betete ich wieder recht vertrauensvoll zum hl. Antonius von Padua, und er brachte mir so rasche und auffallende Hilfe, daß die gefürchtete Operation unterbleiben konnte. Zum Dank gebe ich 5 Mk. Antoniusbrot und weitere 5 Mk. zu Ehren des göttlichen Kindes Jesu und des hl. Joseph für Missionszwecke. Zugleich danke ich dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für den Schutz meines Bruders, der seit November an der Front steht und bisher all den vielen Gefahren glücklich entronnen ist. Mögen ihm diese himmlischen Patrone auch weiterhin beistehen!“ (3 Mk. Missionsalmosen.)

St. Durch die Fürbitte des hl. Antonius bin ich in einem großen Anliegen erhört worden. (20 Mk. für 1 Heidenkind „Antonius“.)

### Des Schutzengels Warnung.

Der verstorbene Jesuitenpater Joseph Kolberg erzählt in seinem schönen Buche: „Nach Ecuador“ folgendes:

Man schrieb August 1868. In Chile und Peru hatten wieder einmal Erdbeben gewüthet, diese furchtbare Geißel jener Länder. Zahlreiche Städte, Flecken und Dörfer waren fast vollständig verschüttet. Allein, das war ja noch weit von Ibarra (in Ecuador), dessen Bewohner mit echt südlicher Leichtgläubigkeit an keine Gefahren dachten. — Auch als ein neuer Erdstoß in einer Entfernung von kaum sechs bis acht Stunden bedeutende Verheerungen anrichtete und in Ibarra selbst sich ein Bodenschwanken fühlbar machte, achtete niemand besonders darauf. So kam das Fest Maria Himmelfahrt. Alles überließ sich den rauschenden Vergnügungen, womit in diesen Landstrichen die kirchlichen Feiertage sehr unheilig und unschön gefeiert werden. Unter dem Klange von Trommeln und Pfeifen, unter Harfenspiel und lautem Gesang, bewegten sich lärmende Umzüge durch die Straßen, um sich später in langandauernde Trinkgelage aufzulösen. Prachtvoll war der Abend, prachtvoll die Nacht des hohen Feiertages. Nach der drückenden Hitze der Mittagssonne breitete sich rein und frisch eine leuchtende Atmosphäre aus über die grünen Gefilde und schönen Berge; der Himmel, vollkommen wolkenlos, zeigte mit einbrechender Dunkelheit Myriaden blinkender Sterne, deren reines, glitzerndes Licht, die Pracht des azurnen Gewölbes mit jeder Stunde vermehrte. Alles verkündete, wie es schien, eine jener schimmernden Nächte, welche dem tropischen Andengebirge in den Monaten Juli und August so eigentümlich sind.

Aber während die übrigen Bewohner Ibarras sich dem sanften Schlummer überließen, und einige nimmersatte Nachzügler sich halbberauscht noch weiter an Trinkgelag und Tanz, an Spiel und Gesang belustigten, gab es in der Stadt einen Mann, der diese Ruhe nicht theilte; unstill trieb es ihn umher, durch die Zimmer, den Hausflur, den Garten. Eine peinliche Ahnung presste ihm die Brust; es war ihm, als müßte die Wohnung über seinem Haupte zusammenstürzen. Dieser Mann war der Domherr Pigatti. Schon ist es 11 Uhr.

„Soll auf das erste Erdbeben nicht ein zweites folgen?“ — Unruhig geht er hinaus; aber die Sterne flimmern so mild und die Berge ruhen so fest wie auf ewig dauernden Fundamenten! Er kehrt zurück in das Haus. Schon naht die zwölfte Stunde. Er versucht zu lesen, aber die Buchstaben scheinen auf dem Papier sich wie Ameisen herumzubewegen, es deucht ihm, der Stuhl zittere unter ihm und es frache das Gebälk über seinem Kopfe. Die Unruhe treibt ihn zum zweitemale hinaus. Der Himmel ist noch immer so still und klar, die weite Natur so friedlich, so feierlich wie zuvor. Er geht zurück in die verlassene Wohnung, betend, der allerjüngsten Jungfrau sich und die Stadt empfehlend. — Alles schläft.

„Wie sonderbar,“ sagte er, „ist diese unerklärliche Angst! Muß denn mich ganz allein eine so törichte Furcht ergreifen und quälen?“

Der Hund, aus dem Schlafe gescheucht, schaut ihm so treu und ruhig in die Augen.

Kein Bellen, kein Heulen, keine Unruhe in diesem Tiere, bei welchem man, wie man wenigstens sagt, es doch erwarten müßte, wenn ein Erdbeben im Anzuge wäre!

Der Domherr schaut auf die Uhr; sie zeigt 1 Uhr. Die Geisterstunde ist vorüber. Aber an diese bindet der heilige Schutzengel sich nicht. „Hinaus, hinaus!“ ruft er. Und die unerklärliche Unruhe treibt den Domherrn zum drittenmal zur Wohnung hinaus. Noch klingen die Saiten der Guitarre, noch hört man das wüste Lärmen der Trinker, während andere in schwerem Rausche liegen; alles übrige schläft. Aber der Domherr findet nicht mehr Zeit, hieran zu denken. Kaum hat er 1 Uhr 30 Minuten die Schwelle des Hauses wieder verlassen, als ein dumpfes, fernes Geräusch, vom Cotacachi her, einem längst erloschenen, in der Nähe der Stadt gelegenen Vulkan, an sein horchendes Ohr schlägt und mit rasender Schnelligkeit sich brüllend heranwölzt, gleichsam hindurchrollend durch ein zweites, unbeschreiblich wirres Getöse stürzender Mauern, einstinkender Dächer, herumgeschleudelter Steine, zerplitterter Balken, sich öffnender Bodenspalten, und hinauf zum Himmel erhebt sich eine finstere Wolke erstickenden Staubes. Ein Augenblick war es und Ibarra ist nicht mehr; zwei wüthende Erdstöße, von unten nach oben gerichtet, folgen nacheinander in wenigen Sekunden. Alle Zeugen fühlten sich fast emporgeschleudert und es deuchte, als tue die Erde in krampfhaft wogenden Zuckungen ihren weiten Schoß auf, um sie mit samt der Stadt lebendig zu begraben. Ein herzerreißender Schrei drang durch das wüste Getöse und drang verzweifeln hinauf durch die wirbelnde Staubwolke.

„Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!“

Der Schrei galt nicht mehr dieser Welt; in einem Moment ziehen Tausende hin vor das Tribunal des Richters, der über sie, unvorbereitet wie sie sind, für die Ewigkeit entscheidet.

Welche schreckliche Stunden waren die wenigen, die es noch bis zur Morgendämmerung brauchte! Das Wehgeschrei der Verwundeten, der entsetzliche Hilferuf der teilweise Verschütteten, das Röcheln der Sterbenden, das jammervolle Wimmern und Winseln der zerquetschten kleinen Kinder, erhöhte die Schauer dieser grauenvollen Nacht. Von wiederholten Erdbeben geschüttelt, suchten die wüsten Trümmer durch neue Einstürze ihre Opfer stets fester zu umklammern.

Kein Ausweg, auch keine Rettung für die Verwundeten aus diesem Durcheinander wilder Verwüstung;

selbst die Straßen fanden sich durch hohen Schutt ver-  
sperrt und ein Durchkommen war unmöglich. Und  
als beim Anbruch des Morgens die ersten Strahlen der  
Sonne sich der Gefangenen erbarmten, da beleuchteten  
sie zugleich eines der erschütterndsten Bilder, welche die  
Weltgeschichte aufzuweisen hat. Hilflos, leichenblau,  
ohne auch nur das Geringste zu besitzen, irrte ein Teil  
der Ueberlebenden umher; die besten Freunde kannten sich  
nicht wieder wegen der entstellenden Wunden oder wegen  
Geisteszerrüttung. Und dazwischen ertönte noch immer  
der jämmerliche Hilferuf so vieler Verschlütteter, die sich  
selber nicht helfen konnten, das Röcheln so vieler mit dem  
Tode Ringenden, der laute Klage so vieler Mütter,  
die ihre Kinder suchten, und der armen Kleinen, die

angeesehenen Kaffern, wies sie jede Zumutung zur Taufe  
mit Entrüstung zurück; heidnisch hatte sie gelebt, als  
Heidin wollte sie sterben, um nach dem Tode zu den Gei-  
stern ihrer Vorfahren zu kommen. So geschah es auch;  
sie starb alt und hochbetagt ohne die hl. Taufe.

Ihre heidnischen Angehörigen beeilten sich, sie auf  
würdige Weise zu begraben. Vor allem gab man ihr in  
die eine Hand einen Maiskolben und in die andere  
einen Büschel Amabele, einer südafrikanischen Hirsen-  
frucht. Wozu? Damit jetzt, nachdem die alte Ndali  
Mapanga fortgegangen, nicht etwa Hungersnot eintrete,  
sondern vielmehr im ganzen Kraal stets Segen und  
Ueberfluß an allem sei. Leiblich war sie jetzt zwar tot,  
doch ihr Geist war mächtiger denn je; er schwebte immer



Internierungslager der Deutschen in Seddou (Algier).

Quelle: Leipzig-Reudnitz, Kohlhaartenstraße 14.

nach Vater und Mutter schreien. Und noch immer  
frachten die nachstürzenden Gebäude und vermehrten den  
Schrecken der zerstörten Stadt.

Jetzt, nachdem das Entsetzliche geschehen war, war  
es dem P. Pigatti klar geworden, wer ihn nicht hatte  
zur Ruhe kommen lassen. „Ohne die Warnung meines  
Schutzengels“, sagte er sich, „läge ich nun auch tot, ver-  
wundet oder lebendig begraben unter den Trümmern  
meines Hauses.“ Dank der inneren quälenden Unruhe  
hatte er die Gefahr herantosen hören und sich mitten in  
seinem Garten in geschützter Entfernung von Gebäuden  
in Sicherheit bringen können. In innigem Gebete dankte  
er seinem Schutzengel für seine Rettung. —

### Eine heidnische Totenfeier.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Citeaux. — Ndali Mapanga hatte ihr ganzes langes  
Leben im Heidentume zugebracht. Vom Christentum  
hörte sie wohl, allein als inkosikazi, Großweib eines

in der Nähe ihres Kraales und wußte alles, was da  
vorging.

Hierauf machte man in der isibaya, im Ochsenstall,  
eine Grube mit einer kleinen anstoßenden Nische. In  
diese wurde die Leiche in sitzender Stellung — die Aniee  
hatte man bis zum Kinn heraufgezogen und gefesselt —  
fein fachte hineingeschoben und dann die Grube wieder  
zugefüllt. Zuvor aber hatte man nicht versäumt, die  
Leiche mit geheimnisvollem Wasser zu besprengen, da-  
mit sie helle, klare Augen habe und alles wohl beobachten  
könne, was in der Nähe des Kraales vorging. Auf das  
geschlossene Grab, direkt überm Kopf der Leiche, wurde  
ein großer, schwerer Stein gelegt. Hauptzweck desselben  
war, zu verhindern, daß der Geist entweiche; er soll viel-  
mehr für immer als treuer Schuttpatron Wache halten  
über dem Kraal und seiner ganzen Umgebung.

Nach der Beerdigung wuschen alle Anwesenden über  
dem Grabe ihre Hände; eine zweite, größere Waschung  
erfolgte drunten am nahen Fluß. Ferner wurde eine